



Gold-Löwe für Adrian Piper

Mit einem klaren politischen Signal ist in Venedig die 56. Biennale für zeitgenössische Kunst eröffnet worden. Bis zum 22. November werden mehr als eine halbe Million Besucher erwartet. Zum 120. Geburtstag hat Kurator Okwui Enwezor vom Münchner Haus der Kunst sie unter das Motto „All the World's Futures“ gestellt - Alle Zukünfte dieser Welt. Zum Auftakt der weltweit wichtigsten Kunstschau erhielt die in Berlin lebende

US-Amerikanerin Adrian Piper (66, Foto: dpa) den Goldenen Löwen als beste Künstlerin. Der Preis für den besten Länderauftritt ging an Armenien. Der 71-jährige ghanaische Bildhauer El Anatsui wurde für sein Lebenswerk ausgezeichnet. Adrian Piper gilt als Aushängeschild der politisch engagierten Konzeptkunst. „Ihre Präsentationen laden uns zu einer lebenslangen Performance persönlicher Verantwortung ein“, sagte Enwezor.

Das Unmögliche möglich gemacht

Serdar Dogan stellt „Der 8. Kontinent“ vor

Von Theresa Rauffmann

Der Karlsruher Filmemacher Serdar Dogan hat es geschafft, seinen zweiten Spielfilm „Der 8. Kontinent“ fast ohne Geld zu drehen und das, obwohl der Film auf der ganzen Welt spielt. In 36 Tagen und mit jeder Menge Unterstützung von Familie und Freunden ist es ihm gelungen, ein kleines Meisterwerk auf die Beine zu stellen. Der Film erzählt von einer komplizierten Mutter-Tochter-Beziehung, einer zerrütteten Beziehung aufgrund von Streitigkeiten in der Vergangenheit. Die Filmpremiere fand im neuen Cineplex in Baden-Baden statt.

Letzter Wunsch der Mutter wird erfüllt

Als Tochter Lena, gespielt von Schauspielstudentin Maïke Johanna Reuter, nach einigen Jahren ohne Kontakt zu ihren Eltern überraschend vom Tod ihrer Mutter (Cosma Shiva Hagen) erfährt, ist sie gezwungen, sich wieder mit ihrer Vergangenheit auseinanderzusetzen. Von ihrem Vater (Thomas Scharff) erhält sie zahlreiche Briefe, die ihre Mutter ihr zu jedem Geburtstag geschrieben hatte, und erfährt, dass es der größte Wunsch ihrer Mutter war, mit der Tochter eine Weltreise zu unternehmen. Lena will nun diesen Traum verwirklichen, nicht zuletzt, um mit ihren Schuldgefühlen und sich selbst ins Reine zu kommen.

Die selbstbewusste junge Frau trifft auf ihrer Reise die unterschiedlichsten Menschen und entwickelt neue Freundschaften. Durch die Reise nähert sie sich ihrer Mutter an, doch gleichzeitig nimmt sie auch Abschied und akzeptiert ihre Vergangenheit und ihren

Verlust. Schließlich erreicht ihre Mutter so den „achten Kontinent“ - Lena, die dieses „Reiseziel“ selbst nicht für möglich gehalten hätte.

Obwohl die Geschichte zumindest zunächst traurig klingt, gibt es bei dem Film, den Regisseur Dogan als „Road-Movie“ bezeichnet, auch viel zu lachen. Genau das wollte der Filmemacher erreichen, denn wer Menschen zum Lachen bringt, könne sie auch zum Weinen bringen, so Dogan. Sein Film ist ein großes Plädoyer für das Vergeben, aber auch ein Aufruf zu Welt-offenheit, denn (fast) jeder, dem Lena auf ihrer Reise begegnet, ist ihr freundlich gesinnt. Lena stellt fest: Man braucht nicht viel, um glücklich zu sein - und diese Botschaft kommt beim Zuschauer an.

Serdar Dogan hat mit dem kleinen Budget von ungefähr 75.000 Euro, das er durch Crowdfunding im Internet und durch Privatinvestoren „zusammengekratzt“ hat, berührenden Film geschaffen, dessen Stärke in seiner Authentizität liegt. Mit ungemein viel Herzblut und Anstrengung ist es ihm gelungen, Darsteller auf der ganzen Welt zu finden, die ohne Bezahlung für ihn vor der Kamera stehen wollten. Selbst solche Größen im Schauspielgeschäft wie Cosma Shiva Hagen und Thomas Scharff hat er überzeugt, bei seinem Projekt mitzuwirken. Seine Philosophie „geht nicht, gibt's nicht“ hat er überzeugend umgesetzt. Dabei hatten alle großen Fernsehender eine Co-Produktion mit der Begründung abgelehnt, dass die Umsetzung eines derartigen Projekts Mittel in Millionenhöhe erfordere. Doch Dogan hat sich selbst, seinen Unterstützern und seinen Kritikern das Gegenteil glänzend bewiesen.

Version „0“ auf Rekordkurs

Picasso-Gemälde ist der Superstar der New Yorker Frühjahrsauktionen

Von Christina Horsten

„Schon als Student habe er das Bild auf Dias im Hörsaal bewundert, sagt Loic Gouzer. „Es ist einzigartig, wunderschön und sehr berühmt. Wenn man nur dieses Bild in ein Haus hängen und daraus ein Museum machen würde, würden die Menschen schon in Schlangen um den Block dafür anstehen.“ Hinter Gouzer, in den Schauräumen des Auktionshauses Christie's direkt neben dem New Yorker Rockefeller Center, hängt das vielgepriesene Werk: Pablo Picassos „Les femmes d'Alger“. Etwa ein mal anderthalb Meter, knallbunt in einer Mischung aus abstrakt und realistisch mit mindestens vier barbusigen Frauen dazwischen.

Das Ölgemälde hat derzeit seinen eigenen, leuchtend rot gestrichenen Raum bei Christie's, denn es soll der absolute Star der Frühjahrsauktionen werden. Auf „in der Gegend von 140 Millionen Dollar“ (etwa 128 Millionen Euro) schätzt das Auktionshaus das Werk, und die vage Formulierung hat ihren Grund: Das bislang teuerste je bei einer Auktion versteigerte Bild - das Triptychon „Three Studies of Lucian Freud“ von Francis Bacon - hatte vor rund anderthalb Jahren ebenfalls bei Christie's 142,2 Millionen Dollar erbracht. Der Picasso könnte heute zum Auftakt New Yorker Frühjahrsauktionen den Rekord knacken.

Bild aus „sehr privater Sammlung“

Zum teuersten je versteigerten Picasso (1881-1973) würde das Bild dann quasi nebenbei auch noch werden. Da liegt der Rekord derzeit bei 106,5 Millionen Dollar, erzielt im Mai 2010 für einen „Akt mit grünen Blättern und Büste“, ebenfalls bei Christie's. „Les femmes d'Alger“ war ursprünglich im Besitz des inzwischen gestorbenen US-Sammlerhepaares Victor und Sally Ganz,



Pablo Picassos „Les femmes d'Alger“ steht heute bei Christie's in New York zur Versteigerung an.

Foto: dpa

die es 1956 direkt von Picassos Galerist Daniel Kahnweiler kauften. Von dem Werk gibt es 15 Versionen. Das Ehepaar Ganz kaufte alle für damals insgesamt 212.500 Dollar, verkaufte sie jedoch später nach und nach wieder.

Bei dem Werk, das nun versteigert wird, handelt es sich um die Version „0“. Sie war zuletzt 1997 bei einer Auktion aufgetaucht und damals für rund 32 Millionen Dollar verkauft worden. Nun habe ein „sehr privater Sammler aus New York“ das Gemälde - eine Hommage an Picassos kurz zuvor verstorbenen Freund und Künstlerrivalen Henri Matisse - erneut zum Verkauf gegeben, erklärt Kunstexperte Gouzer.

Im Raum nebenan gerät der Christie's-Mitarbeiter gleich wieder ins Schwärmen, denn hier steht der zweite Superstar der Auktion: der „Zeigende

Mann“, eine Skulptur des Schweizer Alberto Giacometti. 130 Millionen Dollar soll sie einbringen und damit den bisherigen Rekord für Plastiken von 104,3 Millionen - erzielt vor fünf Jahren in London für den „Schreitenden Mann“, ebenfalls von Giacometti - deutlich übertreffen. Handbemaht sei die rund 178 Zentimeter große, dünne Figur. „Das hat er manchmal gemacht, aber ganz selten, vor allem bei Werken von dieser Größe.“

Ein Monet schon für 20 Millionen Dollar

Der Boom auf dem Markt sei derzeit extrem stark, sagt Gouzer. Seine Kollegin Brooke Lampley und schwärmt von Monets in bester Qualität und einem Mondrian, der mit 15 bis 20 Millionen Dollar „preislich attraktiv“ angeboten werde.

Schon im Vorfeld der Frühjahrsauktionen hatte sich der Boom bemerkbar gemacht. So versteigerte Christie's Dauer-Rivale Sotheby's vor kurzem ein Ölgemälde des niederländischen Malers Vincent van Gogh (1853-1890) für umgerechnet mehr als 59 Millionen Euro - fast doppelt so viel wie zuvor geschätzt. Für die Frühjahrsauktionen hat Sotheby's keine Knaller à la Christie's zu bieten, hofft aber trotzdem auf ein starkes Gesamtergebnis.

Dass die Rekordkandidaten trotz der schwindelerregenden Schätzpreise Käufer finden werden, daran zweifelt Christie's-Experte Gouzer nicht. „Der Wert ist einfach da. Es gibt so viele Sammler da draußen, die nach dem Besten vom Besten suchen. Und es gibt viel weniger Werke von solcher Qualität noch im Privatbesitz, als es Sammler gibt. Das hier ist eine einmalige Chance.“

Klangfülle und überbordende Musizierfreude

Der Cellist Jean-Guihen Queyras leitet die Philharmonie Baden-Baden

Von Thomas Weiss

Als Philharmonischer Solist hat der jugenhaft wirkende Cellist Jean-Guihen Queyras die aktuelle Saison der Philharmonie Baden-Baden mitgeprägt, im letzten Abonnementkonzert vor der Sommerpause leitet er an der Freiburger Musikhochschule Lehrende nun das Orchester in Personalunion als Dirigent und Solist. Mag der sehr körperbetonte Dirigierstil von Jean-Guihen Queyras auch etwas gewöhnungsbedürftig sein, das musikalische Ergebnis ist beachtlich. Und es gibt für den in Montreal geborenen Franzosen keine stilistischen Berührungspunkte: Er ist in der Alten Musik ebenso daheim wie in der Gegenwart. Zudem trägt die langjährige Zusammenarbeit mit Pierre Boulez hörbare Früchte.

Nicht nur, dass sein Dirigierstil sich bei Wolfgang Rihms „Nachtordnung - 7 Bruchstücke für 15 Streicher“ gegenüber dem bei Werken von Johann Christian Bach und Joseph Haydn zu eher nüchternen, dabei stets fordernder Klarheit seines Mentors hin verändert, auch sein Verständnis für die

1976 entstandene, von dem gleichnamigen Gedicht Paul Celans inspirierte „Nachtordnung“ ist frappierend. Ungeheim umsichtig leitet er die sehr konzentriert agierenden Streicher der Philharmonie durch das schwierige Terrain dieser für das Orchester sehr ungewohnten Musik. Trotz der literarischen Vorlage ist Rihms Werk nicht programmatisch gedacht. Das expressiv-Zersplitterte der Komposition, das Jean-Guihen Queyras dynamisch sehr differenziert auslotet, ist ein Markenzeichen Wolfgang Rihms in den 1970er Jahren.

Doppelrolle wird souverän gemeistert

Die Arbeit am Klang prägt aber im gut besuchten Weinbrennersaal des Kurhauses ebenso Johann Christian Bachs Doppelkonzert D-Dur op. 18.3, 1781 im Druck erschienen. Bachs von starken dynamischen Kontrasten und melodischer Vielfalt geprägte Musik erklingt in einer fast opulenten Fülle. Musizierfreude prägt das Spiel der Philharmonie Baden-Baden, die von dem fran-

zösischen Dirigenten nuanciert animiert wird. Dass Johann Christian Bach ein erfolgreicher Vertreter der italienischen Oper war, schlägt sich auch in seinen später für London entstandenen Orchesterwerken wie der Sinfonie für Doppelorchester nieder, was raffinierte Klangwechselwirkungen und Gegenüberstellungen ermöglicht.

Ebenso wie bei Bach ist Queyras auch bei Haydn ganz in seinem Element. Als Solist bemüht er sich trotz der großen manuellen Anforderungen in bester Abstimmung nicht nur mit dem gewohnt souveränen Konzertmeister Yasushi Ideue um die musikalische Kommunikation im 2. Cellokonzert. Fast wie Kammermusik erklingt das D-Dur Konzert in dieser Konstellation. Wobei Jean-Guihen Queyras sich keinerlei manuelle Blößen gibt. Mit sonorem, schlanken Ton gestaltet er das sich oft in den unbequemen hohen Lagen des Cellos bewegende Werk souverän, kostet die Details ebenso wie das Sangbare geradezu emphatisch aus, wobei ihm das Orchester mehr als nur einen guten Rückhalt bietet.

Weshalb Joseph Haydn 1803

in einem Brief an Joseph Elßler seine Sinfonie Nr. 60 im Rückblick als einen „alten Schmarrn“ bezeichnet, ist nicht ganz klar. Die mit ihren sechs Sätzen suitenartig wirkende Sinfonie, die ursprünglich als Schauspielmusik zu Jean-Francois Regnards „Le Distrait“ („Der Zerstreute“) fungierte, ist aber auf jeden Fall auch im weitgespannten Oeuvre Haydns sehr ungewöhnlich. Manchmal wirkt die Sinfonie wie aus einem Kasten mit musikalischen Versatzstücken zusammengestellt, die nie ganz zueinanderpassen wollen. Diese fast postmodern klingende Musik wird von der Philharmonie und ihrem inspirierenden Dirigenten mit viel Witz und dem Sinn für die klanglichen Einfälle Haydns musiziert. Im Finale wird mit dem auskomponierten Gag eines überraschenden, aber vorge-schriebenen Umstimmens der Geigen ein skurriler Höhepunkt erreicht. Nach den positiven Erfahrungen und Horizonterweiterungen mit Jean-Guihen Queyras darf man auf die kommende Saison mit dem neuen Philharmonischen Solisten, dem Klarinetten Sebastian Manz, gespannt sein.